

# Ékstasis gegen Stásis

## oder: Der Krise widersprechen.

*Die Struktur des zeitgenössischen Selbstverständnis ist vor allem von einem Begriff beherrscht – dem der „Krise“. Autoritär durchzieht er die Diskurse der Gegenwart, taucht einmal als Finanz-, Schulden-, Ukraine-, oder zuletzt als Flüchtlings-„krise“ auf. Dabei ähneln politische und gesellschaftliche Reaktionen auf eine nun siebenjährige Finanzmisere, das vertagte Schuldenproblem Griechenlands, den anhaltenden Ukraine Konflikt oder die bis weit in die Zukunft reichende Flüchtlings-„krise“ einem Zustand aktiver Lethargie, einer ruhelosen Verschränkung von Politiken des Stillstands mit medialen Ökonomien der Erregung. Obgleich die „Krise“ nicht nur Theorie und Praxis, sondern auch das soziale Imaginäre schockstrategisch formt, bleibt der Begriff selbst schemenhaft – oder, nach Reinhart Koselleck, so „unklar wie die Emotionen, die sich an ihn hängen“<sup>1</sup>. Deutlichere Konturen erhält insbesondere die gegenwärtige Form der Krisis im Relief andersartiger Begriffe: Stásis und Ék-stasis. Ihre konzeptuelle Verschränkung lässt aktuelle Krisenszenarien aus ihrer diffusen Statik heraustreten.*

---

<sup>1</sup> Koselleck, Reinhart: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 3. Stuttgart 1982. S. 617.

Reinhart Koselleck zufolge implizierte die „Krise“ immer „zugespitzte Alternativen, die keine Revision mehr zuließen: Erfolg oder Scheitern, Recht oder Unrecht, Leben oder Tod, schließlich Heil oder Verdammnis.“<sup>41</sup> Seit jeher formuliert der Begriff einen Status jenseits von Gut und Böse; erklärt sich als Dasein im Hiatus, als zweckgerichtete Zäsur vor einem endlichen Urteil. Während sich die Krise als temporäres Kontinuum teleologischer Entscheidung zwischen alternierenden Möglichkeiten produziert, ist dem zeitgenössischen Krisenbewusstsein hingegen eine umgreifende Alternativlosigkeit eingepreßt, die eine reduktionistische Version der ‚Realität‘ generalisiert und den Ausnahme- als Dauerzustand verabsolutiert. Die ‚chronische‘ Krise verlängert, nach Giorgio Agamben, die „Unsicherheit in die Zukunft, bis ins Unendliche“<sup>42</sup>; sie erklärt den „unbegrenzte[n] Aufschub“<sup>43</sup> zur ‚allgegenwärtigen‘ Lebensform und die „gekaufte Zeit“<sup>44</sup> zum ‚erträglichen‘ Anästhetikum der Gesellschaft. So wird die verallgemeinerte Unentschlossenheit der Krise zur alternativlosen Norm – zum zeitlosen Modus Operandi. Aus diesem Grund erscheint der Rekurs auf den Terminus Krise – ein eigentlich nur vorübergehender Status – unzureichend, um den stagnierenden Spannungszustand der Gegenwart auf den Begriff zu bringen.

Alternativ weist das Begriffspaar Stásis – Ék-stasis über den Krisenbegriff hinaus, liegt ihm etymologisch doch eine ganz eigenwillige, dynamische Ambivalenz inne. „Stásis“ selbst ist ein widerspruchsgesättigtes Begriffsungetüm, in das sowohl Bürgerkrieg oder Revolution, als auch das ihn zuletzt dominierende, da im lateinischen prädominante, „stare“ – also Stillstand – eingeschrieben sind.<sup>5</sup> Mangel an Bewegung trifft hier auf Bewegungsfülle; barbarischer Krieg auf statische Ordnung. Gegenwärtig ließe sich dieser ‚inbegriffene‘ Wi-

derstreit als Krieg in slow motion denken, der die streitbare Bewegungslosigkeit verstetigt und eine Gegenwart ohne Zukunft absolut setzt – dies wird zeichenhaft sowohl in den Rohstoffspekulationen eines immer virtueller und damit fluider werdenden Kapitals als auch in den krisenbedingt gestiegenen Selbstmordraten griechischer Bürger.

**Die politisch wie ökonomisch vielfach postulierte Alternativlosigkeit ist hierbei nichts anderes als ein statischer Krieg – und: Sie ist weniger krisis als vielmehr Stásis, da in ihr eben nichts entschieden wird, da es – vermeintlich – nichts zu entscheiden gibt oder alles schon entschieden ist.**

Vor diesem Hintergrund entstünde die logische Anschlussfrage, wie sich dieser militante Stillstand aufheben ließe: Wo fände sich ein Ausweg, wenn die Gegenwart, von Vorstellungen, Ansprüchen und Wünschen der Vergangenheit beseelt, keine zukünftigen Alternativen mehr generiert, wenn das (Un-)Vermögen des entscherten Subjekts darin besteht, aus Labilität zum Aggressor zu werden?

Geht man vom Stásis-, nicht vom Krisis-Begriff aus, ließe sich erkennen, dass die so notwendige Antwort nicht mehr als schlussendlich entscheidendes Urteil gedacht werden kann. Sie müsste vielmehr einen Prozess, eine Bewegung gegen die Stásis implizieren, aus ihrer falschen Permanenz heraustreten – Ekstase sein. Dieses Heraustreten dürfte dabei aber weder bloßes Auffrischen affektiver Erwartungslüste gebärden – etwa wenn finanzökonomische *animal spirits* die Börsenkurse beleben – noch Teil der libidoökonomisch organisierten Kulturindustrie bleiben, die Erfahrungen nur als Konsumgut denkt und eine Ära der Äußerlichkeiten zeitigt. Die Neigung, Sinnlosigkeit durch Hektik zu ersetzen, Quantität als Intensität zu begreifen, wäre strikt zu verneinen. Eine Ekstase gegen Stásis müsste also in ein Kalkül treten, das im Heraustreten das ‚Austreten‘ betont; sie müsste das „I prefer not to“ Bartlebys mit den Dynamiken verbinden, die eine Gegen- oder Widerwelt evozieren. Literarisch gesprochen könnte eine anfäng-

2 Koselleck, Reinhart: Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache. Frankfurt a.M. 2006. S. 204.

3 Agamben, Giorgio: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/bilder-und-zeiten/georgio-agamben-im-gespraech-die-endlose-krise-ist-ein-machtinstrument-12193816-p3.html>. Aufgerufen am 10.8.2015.

4 Deleuze, Gilles: Postskriptum über die Kontrollgesellschaft. In: Unterhandlungen 1972-1990. Frankfurt a.M. 1993.

5 Streeck, Wolfgang: Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Berlin 2013.

liche Wendung zu einer solchen Ekstase einer Form minimaler Perspektivverschiebung entsprechen, wie sie etwa der Held in Perecs *Ein Mann der schläft* in den Einstiegssätzen erfährt<sup>6</sup>. In Perecs Meditation über den Stillstand heißt es: „Sobald du die Augen schließt, beginnt das Abenteuer des Schlafs“<sup>7</sup>; für den Hauptcharakter wird die melancholische Müdigkeit zu einer Schule des Sehens; zu einer Strategie, dem Sog der Selbst- und Sozialtechniken zu entgehen. Im Sinne Blanchots („Die Müdigkeit hat ein weites Herz“) werden die Imperative aus Selbstverantwortung, Eigeninitiative usw. mit der Instanz der Negation beantwortet: „Später kommt der Tag deiner Prüfung, und du stehst nicht auf. Es ist kein vorbedachtes Handeln, es ist übrigens gar kein Handeln, sondern ein Nichthandeln, ein Handeln, das du unterlässt, das du vermeidest.“<sup>8</sup> Perec hält dem „kategorische[n] Komparativ des Marktes“<sup>9</sup> eine passive Resistenz, den Schwermut entgegen, der die „verwaltete Welt“ (Adorno) als das erkennt, was sie ist – ein betäubender Nebel aus prä- und retentionalen Reizen.

Gleichzeitig jedoch ist Perecs Roman eine Problematisierung genau jenes Sich-Herausziehens, das sich in der Entscheidung als vorgeblichem „Nicht-Handeln“ erschöpft; Nicht-Handeln selbst kann zwar eine Schwel-

---

6. Vgl. hierzu Vardoulakis, Dimitris: „Stasis – Beyond Political Theology?“, *Cultural Critique* 73, S. 125–147; insb. S. 128 ff.

7 Vgl. Perec, Georges. *Ein Mann der schläft*. Zürich und Berlin 2012. Perec zählt zu den wichtigsten Vertretern französischer Nachkriegsliteratur. Perecs *Ein Mann der schläft* (*Un homme qui dort*) erschien 1967 und wurde 1974 von dem Autor selbst gemeinsam mit Bernard Queysanne verfilmt. Roman wie Film handeln von einem 25-jährigen Studenten, der sich spontan dem Leben verweigert, um sich fortan in vollkommener Isolation zu üben. Die Erzählung selbst formt, wie Perecs oeuvre insgesamt, einen idiosynkratischen und von Sartre oder Camus emanzipierten Existentialismus, der sich weder mit einer Bewegung des Sich-Entwerfens, der Umarmung des Nichts oder der Bejahung der nur je eigenen ‚Freiheit‘ eines unüberwindbaren Seins begnügt.

8 Perec, Georges: *Ein Mann der schläft*. Zürich und Berlin 2012. S. 9.

9 Ebd. S. 13f.

le schaffen hin zu einem Heraustreten, jedoch nicht selbst heraustreten; genau wie Bartlebys Verneinung eine wider-ständige, disparate ist, die selbst keine Widerwelt erschafft. Zu letzterer bedürfte es womöglich einer anderen Form der Ekstase, die, ausgehend von Perecs Schwelle ermüdet-existenzialistischen Widerstands, schöpferischer ist. Einen annähernden figurativen Ausdruck dieser produktiven Ekstasis fände sich in Thomas Manns Dekadenroman über den Verfall der Familie Buddenbrook. Der vernachlässigte, randständige Kai Graf Mölln verkörpert eine ‚Gegen-Stásis‘,<sup>10</sup> einen Habitus, der das vermeintlich alternativlose Scheitern seiner Familie – im Gegensatz zu den Buddenbrooks – demoralisiert und ins Positive verkehrt. Seit jeher lebt Mölln jenseits der Stadtmauern in Distanz zur *polis* wie zum Marktplatztreiben der Kaufmannsseele, und gerade weil die Peripherie sein Wesen definiert, ist Mölln eine Figur schöpferisch-ekstatischen Sinns. Der kleine Graf ist von früh auf Grenzgänger, „ein Kind von vornehmer Herkunft, aber gänzlich verwaorlostem Äußeren“ (516), das zwar mittellos, aber überreich an Ideen ist. Mölln fällt aus der Zeit, er tritt aus der determinierenden Entwicklungslogik der Tradition heraus, da Nachahmung zwecklos, Weiterführung sinnlos wäre. Für ihn zählt – entgegen der sonst so ökonomisch-planerischen Hauptfiguren – nur das Jetzt eines „frei umherschweifenden Sinn(s)“ (518). Das charakteristische Auf-sich-selbst-zurückgeworfen-sein der Moderne füllt Mölln also nicht mit unternehmerischen Im-

---

10 Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main 2007. S. 289.

11 Thomas Mann zeichnete Kai Graf Mölln als einzigen, wahren Freund Hannos, dem letzten Spross der Familie Buddenbrook. Während Hanno sich angesichts der an ihn gerichteten Imperative des reichen Kaufmannshauses in das talentierte, aber wenig ertragreiche Phantasieren in der Musik flüchtet und an der Welt scheitert, verkörpert Mölln, ein künstlerisches Selbst, das in einer durchökonomisierten Zeit bestehen kann.

perativen der Selbstbehauptung; er versagt sich dem Siegel der Drohkulisse, die den Unvermögenden in den statischen Ausscheidungswettkampf zwingt. In Kai vitalisiert sich vielmehr die Ungebundenheit, die Freiheit zum Entwurf eines hypothetischen Lebens, das ein Bedürfnis nach Schöpfung ohne Zerstörung ausdrückt. So schreibt er komplexe Geschichten, die „nicht gänzlich in der Luft standen, sondern von der Wirklichkeit ausgingen und diese in ein seltsames und geheimnisvolles Licht rückten“ (520). Diese Weltentwürfe verändern die Beleuchtung des Realen; dabei sind sie nicht nur fingierte Widerwelten, sondern halten dem vermeintlich Unvermeidlichen das Stimulans der Kreativität vor Augen. Mölln widerspricht der permanenten Krise – der Stásis – durch gestalterische Negation. Das ekstatische Moment dieser Erzählungen erwirkt damit kein ichsüchtiges, temporäres Fliehen vor den Realitäten – eine erlesene Interpassivität, die den Status Quo nur zu versichern wüsste – sondern proklamiert den Mut, das marktkonform Alternativlose zu bezweifeln.

In gewisser Hinsicht schreibt Mölln vor, was Franco Berardi zuletzt eine Poesie gegen die herrschende Programmierbarkeit sprachlicher Idiome nannte.<sup>11</sup> Möllns ek-statische Gegen-Sprache, seine heraustretende Konter-Narration, müsste in der gegenwärtig algorithmisch durchdrungenen Hyperrealität – im Sinne Berardis – als schöpferisch-kritische Überprüfung ökonomischer Termini gedacht werden. Wie das Zeichen selbst hat das Geld jegliche fest vorgeschriebene Beziehung zu seinem Signifikat verloren, wird zum free-floating signifier im Spiel der Spekulation.<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Vgl. Berardi, Franco. *The Uprising. On Poetry and Finance*. Los Angeles 2014.

<sup>13</sup> Vgl. ebd. S. 139f.

Heute ek-statisch zu sprechen, hieße also, die Automatisierung determinierender Feedbackloops poetisch zu unterwandern; dem statischen Krieg müssten die festgefahrenen Worthülsen entzogen und alternative Begriffe erschlossen werden.

Eine solche De- und Remontage kann sich nicht allein mit einem minimalen Existenzialismus des Nicht-Handelns (Perec) oder des singular-vereinzelten, pro-jektiven Entwurfs (Sartre/Heidegger) begnügen. Die alltägliche Standardisierung, mikropolitische Automatisierung und sprachliche Homogenisierung muss ins Bewusstsein rücken, damit sie überhaupt ironisch-ekstatisch durchbrochen werden kann. Obgleich es eine Analogie gibt zwischen der Emanzipation des Zeichens und der – radikal pervertierten – ‚Emanzipation‘ des Geldes nach Bretton Woods, steckt das Potenzial des Transzendierens nur in der Sprache. „Poetik“, so Berardi „ist die Sprache der Nichtaustauschbarkeit“<sup>13</sup>, sie ist unendlich potent; kein binärer Code kann sie reduzieren. Die tatsächlich entscheidende Frage erstreckt sich also vor allem auf das Wie der Aktualisierung des sprachlichen Potentials – auf das Wie seiner ganz eigenen Ekstase. Schon Jean Paul wusste: „Niemals (...) ist daher vielleicht der Dichter wichtiger als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d.h. in unsern.“

| Felix Maschewski & Anna-Verena Nosthoff

---

<sup>13</sup> Vgl. ebd. S. 139, eigene Übersetzung.